

Unheimliche Erscheinungen : seltsame Begegnungen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald**

Band (Jahr): **26 (2013)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Seltsame Begegnungen



Typisch an den Sagengeschichten, mit denen man die Zuhörer als Mutprobe oder Nervenkitzel wohliger erschrecken kann, ist vielfach die Schilderung von angsteinflößenden Ereignissen, in denen die grausigen Motive in den Vordergrund rücken. Entsetzen steigert sich dabei vom Schauer über das Grauen bis zum Horror, der bei der Hörerschaft die Haare hochstehen, sie zittern und schütteln lässt. Makabre Schauergeschichten ängstigen, schockieren manchmal und beleuchten damit eine dunkle Seite der menschlichen Seele mit ihren Abgründen, gleichsam eine «innere» Hölle.

Spinnerinnen und der Lebensfaden

Das Spinnen ist in den Märchen und Sagen oft ein Ausweis von Fleiß oder innerlicher Reife für junge Frauen und verkörpert nicht selten die Heiratsprobe. In der germanischen Götterwelt spinnen die Nornen als Schicksalsgöt-

tinnen die Schicksalsfäden: Ihr Spruch bestimmt dem Menschen bereits bei seiner Geburt den Lauf und das Ende seines Lebens, an dem gewissermaßen der Lebensfaden durchtrennt wird. Die drei Schicksalsfrauen setzen damit den Menschen jene Grenzen, innerhalb derer sich Leben, Glück und Besitz bewegen. Auch in vielen andern Kulturkreisen gab es das Bewusstsein, dass das Leben ein geheimnisvoller Faden sei, der von Schicksalsfeen gesponnen, gemessen und abgeschnitten wird. Sie entsprechen den römischen Parzen und den griechischen Moiren. Gemeinsam in diesen alten Kulturen ist die Ansicht, dass der Lebensfaden sich aus den Farben Schwarz, Weiss und Rot zusammensetzt. Der schwarze Faden bewirkt das Ende im Totenreich oder in der Unterwelt, der rote steht für das reife Leben, und der weisse bewirkt Geburt, Reinheit und unschuldiges Leben. Die Spinnerinnen vermögen zu fesseln und zu binden, aber auch zu befreien und zu lösen, indem sie positive wie auch negative Aspekte gleichsam als Lebens- oder Schicksalsmuster in den Faden weben: Netz, Schlinge und Knoten.

Die drei Mareien

Durch den Einfluss des Christentums wurden die drei vorchristlichen Göttinnen, die unsterblich sind und als verblasstes Bild in den Sagen und Märchen des Volkes fortleben, als die drei Mareien – die drei Marien – bezeichnet. Maria trat überall an die Stelle heidnischer Gottheiten – der Parzen, der Feen und Hexen. Ihre Verehrung entstand im 13./14. Jahrhundert in Frankreich und

Kapitelüberblick

- **Die Spinnerin in der Learos** (Wartau). Im Lafadarschwald hört man nachts Spinnerinnen an der Arbeit.
- **Abwege** (Gams). Begegnungen mit sonderbaren Menschen führen zu Verirrungen.
- **Das Selfafröuli** (Wartau). Eine Verwunschene wäscht nächtlicherweise Kinderkleider.
- **Und immer noch nicht sauber** (Wartau). Das weisse Selfafröuli wäscht blutige Windeln.
- **Das Nymphenkämmerlein im Selfa** (Wartau). Zwei stramme Oberschamerinnen begegnen dem Selfafröuli.
- **Die Färlisau beim Chropfenbrännili** (Wartau). In der Neujahrsnacht erscheint eine riesige Sau.
- **Eine Färlisau wie ein Streuefuder** (Wartau). Zwei Spätheimkehrer begegnen der Färlisau beim Chropfenbrännili.
- **Das Pfaffenchelleriloch** (Wartau). Eine Pfaffenmagd wiegt ihr totes Kind.
- **Plötzlich war es nirgends mehr** (Buchs). Ein Weiblein geht durch einen Zaun, ein anderes verschwindet urplötzlich.

Zur Abbildung am Textanfang: Die Schicksalsgöttinnen der nordischen Mythologie bei der Weltesche. Die Vergangenheit trägt die Spindel für den Lebensfaden, Verdandi, die Gegenwart, ist die Göttin der Neugeborenen, Skuld, die Zukunft, hat Macht über Leben und Tod der Menschen, indem sie den Lebensfaden zerschneidet. Bild in Wägner 1882

breitete sich später auch in andere Gebiete Westeuropas aus, wo sie die christlichen Tugenden *Glaube*, *Hoffnung* und *Liebe* verkörpert. Auch das Kinderlied spricht von drei Marien:

*Rita, rita, Rössli,
z Bade schtoot a Schlössli,
z Chur schtoot a goldigs Huis,
luegen drei Mareia druus.
Die earscht schpinnt Siida,
die zweit schnetzlet Chriida,
die dritt schnidet Haberstroo;
bhüet mer Gott mis Chindli o.*

Die drei Mareien oder Jungfrauen sind auch hier die drei Nornen oder Schicksalsgöttinnen: Die erste spinnt Seide – den Lebensfaden, die zweite bestreut die Haare mit Kreide, dem Schnee des Alters, und die dritte bereitet das Strohlager, gleichsam das Sterbebett.

Das Schwein, Sinnbild des Geizes und der Gier

Das Schwein steht in der mittelalterlichen Lehre von den sieben Todsünden als Verkörperung der Habgier, einer Untersünde des Geizes. Dieses sündhafte Wesen bringen auch Sagen aus dem 19. und 20. Jahrhundert zur Sprache: Das in der christlichen Denkweise als heilig geltende Brot wird den Armen versagt und stattdessen den Schweinen verfüttert. Für diesen Almosenfrevel muss der Geizhals gemäss der «spiegelnden Strafe» mit den Säuen aus dem Trog fressen. Ein teuflisches Schwein, das zu unheimlicher Grösse anschwillt, erschreckt zudem heiratswillige Burschen auf ihren nächtlichen Kiltgängen, und Säue sind nicht nur die Begleittiere und «Hüllen» der gespenstischen Pfaffenkellnerinnen, der Konkubinen der Priester, sondern mehrfach auch der an Hexen erinnernden Kindsmörderinnen.

Von der Pfarrmagd zur Pfaffenhure

Die Mägde oder Haushälterinnen der katholischen Priester wurden als Pfaffenkellnerinnen bezeichnet, von der

das Volk stets glaubte, sie seien zusätzlich deren Bettgenossinnen. Als Zuhälterinnen und «Pfaffenhuren» verschrien, galten sie weitherum als gefährliche und anstössige Leute. Die Entwicklung von der einstigen Grundbedeutung als Pfarrmagd zur *Pfaffenchelleri*, der Pfaffenhure, erhielt naturgemäss in der Reformationszeit neuen Auftrieb. Im Werdenbergischen irren sie nach ihrem Tod auf der Erde herum, holen nachts am Brunnen Wasser, waschen, plaudern und stossen oft ein unheimliches Geheul aus. Als Wäscherinnen kommen sie in etlichen Schweizer Sagen vor, und man hüte sich, ihnen nahezukommen. Die Wartauer Sage, wonach eine Pfarrersköchin im Pfaffenchellerloch, einer Felsenhöhle beim Chropfenbrünnli, ihr Neugeborenes versteckte und elend zugrundegehen liess und dafür hart bestraft wurde, scheint jedoch in die vorreformatorische Zeit zurückzureichen.

Schweine stehen auch für die Gier nach leiblichen Genüssen und erscheinen seit dem 16. Jahrhundert als Sinnbild der Trunkenheit in der derben Redensart «besoffen wie ein Schwein».

Kindsmord und die Angst vor Schande

Seit dem Altertum kennt die Gesellschaft die Tötung des Nachwuchses in Zeiten der Not, des Hungers oder aus anderen Beweggründen. In der griechischen Mythologie erdolcht die Königstochter Medea ihre eigenen Söhne, um sich an ihrem Mann zu rächen. Die Kindsmörderinnen der frühen Neuzeit und des 18. Jahrhunderts waren dagegen nicht mehr privilegierte und grausame Königstöchter, sondern entstammten meist niederen Schichten. Vom Mittelalter bis in die Neuzeit kam es nicht selten vor, dass Eltern ihr Kind umbrachten, da sie es nicht zu ernähren vermochten. Motiv war häufig auch die Scham und die Angst vor Ehrverlust und Schande. Vor allem im 17. und im 18. Jahrhundert stieg die Zahl der Morde an neugeborenen ausser-ehelichen Kindern, da die Frauen öffentliche Züchtigungen und den Pranger fürchten mussten. Die bekannteste Kindsmörderin dieser Epoche ist Gretchen aus Goethes «Faust», die ihrem unehelich geborenen Sohn das Leben nimmt. Auch das Wartauer *Selfafröuli*



Im wasserzügigen Waldgebiet oberhalb der Learos hört man in Herbstnächten das Drehen eines Spinnrades. Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs

hat ihr uneheliches Kind getötet und muss nun in gewissen Nächten die blutige Wäsche sauber machen.

Irrwege

Jeder Weg schliesst die Möglichkeit der Abweichung mit ein, womit das Motiv des Irrwegs ein in vielerlei Gestalt erscheinendes Element der Sagen bildet. Oft ist es irgendein Verführer, der die Wanderer auf den falschen Weg lockt, was aber erst festgestellt wird, wenn sie sich bereits verirrt haben. Der Irrweg dürfte sich vielleicht auch als allegorisches Darstellungsmuster für das Erlösungsbedürftige menschliche Leben erweisen: das Labyrinth als Symbol der menschlichen Schicksalswege – möglicherweise auch den durch den Verführer verursachten Abfall von Gott und die wieder gefundene Hinwendung zu ihm, gleichsam als ein Wiederfinden des «rechten Weges». HG

Nach Henne 1878, S. 239, Gabathuler 1938, S. 119ff., Baumberger 1903, S. 513ff.

• Die Spinnerin in der Learos

Im Lafadarswald oberhalb Azmoos hört man in Herbstnächten ununterbrochen das Drehen eines Spinnrades. Manche behaupten, dass diese Töne vom Wasser herrühren, das dort an vielen Orten tropfenweise über die Felsen auf dürres Buchenlaub falle.

Die Spinnerin in der Learos haben jedoch erst wenige gesehen, ein paar Fronfastenkinder vielleicht, gehört aber haben sie schon viele. Nun sagen die einen, sie sei ein bildhübsches Mädchen. Dem sei das Spinnen seiner Lebtag ein Graus gewesen, eine Qual und ein Gräuel; der Tanz aber die grösste Freude und die allerhöchste Lust auf der Welt. *D Muoter heg ggmaanat un ggwarnat, kibat un tshuppat* – die Mutter habe es gemahnt, gewarnt, mit ihm geschimpft und es an den Haaren gerissen, aber alles sei für die Katz gewesen. Jetzt müsse das Mädchen zur Strafe *haiterplutt* – splitternackt spinnen und nachholen, was es früher versäumt habe, bis das letzte Waisenkind seine

Strümpfe habe. Erst dann sei es erlöst und dürfe aufhören.

Die andern sagen, die Spinnerin in der Learos sei eine Wilde, die spinne den Fleissigen über Nacht das fertig, was sie am Abend nicht fertig machen konnten. Den Faulen aber mache sie *Lätsch in Fada-n un Chnöpf, Näschter in d Wulla un Chlötz in gghächlata Hampf* – Schlaufen in die Fäden, verwickle ihnen die Wollknäuel und verwirre den gehäkelten Hanf –, damit sie noch mehr Arbeit hätten. Wenn einen, der sie höre, die Neugierde plage, dass er alles wissen wolle, den führe sie am Narrenseil herum, dass gar der Mond nicht mehr zuschauen könne vor lauter *Pfnutzga* – vor Kichern und Lachen, bis der heimliche Lauscher für sein wundernasiges Tun in ein Lehmloch oder in eine Jauchepfüze gefallen sei.

Noch andere behaupten, es sei nicht nur eine Spinnerin, sondern es seien gar drei. Darum meine man, wenn man richtig hinhöre, sie seien einmal oben auf dem Pejadimbort, bald unten im Flied und bald wieder oben bei den Güllen. Eine sei ein junges Mädchen, das drehe den Menschen den Lebensfaden mit prächtig glänzender Seide, die andere – eine stolzgewachsene Frau – spinne ihn weiter mit schönstem Linnen, mache einen Knopf oder Knoten hinein, wie es grad komme. Die dritte aber sei eine Alte, die spinne weiter mit *Maschgelt* – grobem Hanf – und schneide ihn ab, wenn der Faden lang genug sei.

Auf dem Bahngleis im Ochsensand fand man die Frau, die aus unerklärlichem Grund vom Heimweg abgekommen war.

Foto Hans Jakob Reich, Salez

Tropfnass vor Angstschweiss

Die unliebsame Begegnung mit der Spinnerin in der Learos machte einst auch der Halden-Hansli. Wie jeden Abend hatte der Halbwüchsige den Auftrag, die Milch vom Maiensäss am Walserberg zu holen. Sein Freund wartete unterdessen bei ihm zu Hause auf seine Rückkehr, um mit ihm *a Nünimol* – eine Partie Mühle – zu spielen. Plötzlich aber wurde im Unterhaus die Tür aufgerissen. Im Sprung kam der Hansli die Treppe herauf in die Stube gestürmt und liess sich auf den Faulenzer¹ fallen. *Dr Schwaiiss ischt über an ia, er hät nu krallat, un der Hansli hät gganggat un ggschnuⁿfat – säga hät er nüt chönna* – der Schweiss perlte an ihm herunter, er atmete schwer und reden konnte er kein Wort.

Der Vater fragt: «Was ist denn mit dir los?», und gibt ihm einen Stups, «so rede doch endlich! Was hat dir solche Angst eingejagt?» Der Hansli setzt sich auf, das Gesicht tropfnass vor Angstschweiss, sieht zuerst den Vater an und dann die Mutter. Dann merkt er endlich, dass er sich zu Hause befindet. «Die Spinnerin – die Spinnerin in der Learos! Bin ich zu Hause oder träume ich?» «Du bist zu Hause bei Mutter und Vater. Setz dich an den Tisch; ich bringe dir dein Nachtessen. Sicher hast du Hunger. Wenn du fertig bist, dann kannst du erzählen.»

Der Hansli setzt sich und beginnt zu essen. «Ja, ja, die Spinnerin in der Learos.» Als er genug gegessen hat, geht er



An abschüssiger Stelle bei der Chobelwand am Weg zur Alp Igadeel erwachte ein verirrter Gamser beim Klang der Betzeitglocke.

Foto Johannes Reich, Salez



wieder zum Faulenzer und fängt dann leise an: «Schon auf dem Hinweg habe ich sie gehört, bald hier, bald dort, bald oben, bald unten: 'Wu-u-u-uuh, wu-u-u-uuh', tönte es, dass es mich fröstelte. – Auf dem Rückweg dunkelte es bereits im Wald. Da hörte ich sie wieder, ganz nah, und immer hinter mir her. So schnell ich laufen konnte, eilte ich davon. Dann sprang sie mir auf den *Ruggchübel*, das nahm mir den Atem. Ich musste die Tanse bei der grossen Weisstanne abstellen und bin im Galopp durch den Wald und das Holz herab- und heimgerannt. Ich wusste nichts mehr von mir selbst! 'Wu-u-u-u-uuh!' Ich habe es immer noch in den Ohren!»

Sein Freund aber spottet: «Mir macht die Spinnerin nichts. Eigentlich könnten wir gleich zurück und die Milch holen gehen. Du weisst, wo sie ist, ich werde dich begleiten!» «Um Gottes Willen! Nein, nein, lieber würde ich sterben!», entsetzt sich der Hansli. Der Vater aber merkte, wo hinaus sein Freund wollte, und schirrte ihn aus²: «Jetzt geht der Hansli zu Bett. Die Milch holen wir dann morgen, und du

machst, dass du heimkommst, aber so fort – es ist an der Zeit!»

Zu Tode gefürchtet ist auch gestorben

Im folgenden Sommer hatte dann auch Hanslis Freund sein Erlebnis mit der Spinnerin: Sein Vater war am Walserberg mit dem Einbringen des Heus beschäftigt. Da schickte ihn die Mutter mit einem Bericht zu ihm an den Berg. Er soll sich beeilen, so käme er noch vor Einbruch der Dunkelheit durch die Learos, mahnte sie. Der Junge machte sich auf den Weg, flink wie ein Wiesel, barfuss, ohne Jacke und ohne Hut. In der Learos dunkelte es bereits. Da hörte er – richtig: «Wuu-u-u-uuh – wuu-u-u-uuh!», bald oben und unten, bald hier und bald da. Er aber säumte nicht und eilte weiter wie ein junges Gitzi.

Und jetzt, bei der nächsten Biegung, wer ging da vor ihm her? – Hanslis Vater, die Axt geschultert und daran an einem Stricklein zwei eiserne Weggen zum Holzspalten! Der Alte bemerkte das Nahen des Jünglings nicht, den jetzt der Teufel kitzelte: Als er den Mann eingeholt hatte, fasste er ihn

sanft unten am Kittel und begann zu ziehen, *ganz gschtät un gliachlig, aber a längeri mea*ⁿ – langsam und gleichmässig, aber immer stärker. *Dr Alt pressiert un schnuuⁿfat a längari rösser und härber* – er beeilte sich, schnaufte immer stärker, keuchte immer mehr und angestrengter – und murmelte immerzu vor sich hin: «Alle guten Geister loben Gott!» Plötzlich aber lässt er die Axt fallen samt den Eisenweggen, *bröölat* in den Wald hinein: «... loben Gott!!!», und sinkt vornüber, nieder auf die Knie und auf die Hände, mitten auf dem Weg.

Wie ein Gummiball springt der Knaube in den Wald und beobachtet, was der Alte nun macht. Es war ihm jedoch selber nicht recht, denn sein Vater hatte ihm einmal gesagt, man könne vor lauter Angst sterben! *Aber im an-a Wili aiⁿ chroulat der Alt wider uf, nünnt d Äx un beid Wegga un ischd am Tobel zua as wia*

1 *Faulenzer*: Sofa, auch Kanapee.

2 *ausschirren*: das Pferd nach getaner Arbeit des Zuggeschirrs – Kumet und Riemenzeug – entledigen; 'etwas abschliessen, beenden'.



Dem Nymphenkämmerlein des Selfafrüli, einem tiefen Schlund bei der Prochnen Burg, entweicht an kalten Wintertagen weisser Dampf.

Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs

draussen auf dem Rheindamm angelangt war.

Ein Bauer von der Hueb bewirtschaftete den Sommer über viele Jahre lang die oberste Schwendi, die heute Christelis Schwendi genannt wird. Bei einbrechender Dunkelheit machte er sich auf den Weg dorthin. Im Bad, wo damals noch das Kurhaus stand, traf er einen Mann an, den er zuvor noch nie gesehen hatte. Dieser wollte von ihm wissen, wohin er so spät noch unterwegs sei. Der Bauer nannte ihm sein Ziel, worauf der Fremde wie beiläufig bemerkte: «Dorthin kommst du heute sicher nicht mehr», und sich mit einem Handschlag verabschiedete. Der Gamser lachte: «Diesen Weg fände ich mit verbundenen Augen!», und stapfte weiter. Nach geraumer Zeit traf er bei der untersten Schwendi ein und sah auch schon bald seinen Stall. Diesen hatte er nun ständig vor Augen, während er die vermeintlich letzten paar hundert Meter in Angriff nahm.

Bald einmal hatte er das befremdende Gefühl, dass sich sein Abstand vom Ziel überhaupt nicht mehr verringerte. Er stieg stundenlang weiter und weiter, immer seiner Schwendi zu, die zwar in Sichtweite vor ihm lag, die er aber in dieser Nacht nun wirklich nicht mehr zu erreichen schien. Ermattet von der unvorhergesehenen Anstrengung, setzte er sich endlich hin und fiel in einen unruhigen Schlaf. Geweckt hat ihn erst die Betzeitglocke vom Dorf herauf. Als er die Augen öffnete, kam er aus dem Staunen nicht mehr heraus: Er sass hoch oben neben der Chobelwand an einer nicht ungefährlichen abschüssigen Stelle. Es verlangte dann noch einiges an Kletterkunst, um von dort überhaupt wieder herunterzukommen.

Kessler 1991, S. 76f., Neufassung 2012, S. 25.

ggnesslat, uni zrugggluogat oder uff d Sita – nach kurzer Zeit erhob sich der Erschrockene wieder, nahm Axt und Weggen und eilte wie ein Genesselter dem Tobel zu, ohne je einmal zurückzuschauen oder auf die Seite. Dem Burschen aber war das eine Lehre: von Stunde an jagte er niemanden mehr in die Äste mit solchen Faxen. Zu Tode gefürchtet ist auch gestorben! Es könnte gefehlt sein!

Kuoni 1903, S. 78; Gabathuler 1938, S. 119ff.

● **Abwege**

Mehrfach ist es in Gams vorgekommen, dass Leute auf unerklärliche Weise von vertrauten Wegen abgekommen sind: Zum Beispiel jene Gamserin, die in Haag aus dem Zug gestiegen war und sich von dort aus zu Fuss nach Hause

aufmachte, wie das früher gang und gäbe war. Weil sie zur angesagten Zeit nicht daheim erschien, suchte man nach ihr und fand sie ganz verstört auf dem Bahngleis im Ochsensand. Sie erinnerte sich nachträglich genau an einen fremden Mann, der ihr im Zug gegenüber gesessen und bei der Ankunft im Bahnhof ganz überraschend die Hand gereicht hatte.

Eine andere musste im Riet Bohnenstauden holen, um sie zu Hause trocknen zu können. Auf der Haagerstrasse begegnete ihr eine unbekanntete Frau, die sich nach dem Weg erkundigte und ihr dabei mit einer Hand über den Arm strich. Die Gamserin gab Auskunft und ging ihres wohlbekannten Weges weiter, bis sie erkennen musste, dass sie mitsamt ihrem Wägelchen

● **Das Selfafrüli**

Ein schöner Spazierweg führt von Sevelen über den Heuberg und die Selfa zu der Prochnen Burg und weiter nach Gretschins. Ein Seitenweg zweigt nach

Oberschan ab. Kurz vor dieser Stelle überschreitet man ein Bächlein. Dort erscheint um Mitternacht eine Weibsperson, die Windeln wäscht und Kinderkleidchen.

Kuoni 1903, S. 80.

● Und immer noch nicht sauber

Martini ist seit alters her Zins- und Markttag, den auch ein Gretschiner in Sevelen besuchte. Das Rind, das er am Strick mit sich führte, folgte ihm wie ein braves Hündchen. Er löste einen anständigen Preis für das Tier, mehr als er gerechnet hatte, und suchte darauf den Zinsherrn auf. Dann kaufte er sich noch Stricke und ein Heuseil, da die alten schon allerhand Knoten aufwiesen, und holte schliesslich beim alten Schmied Giger *di frisch ggstächlat Äx* – seine frisch gestählte Axt. Beim Zuckerbeck erhandelte er sich *an Scharnutz* – eine Papiertüte – voller Süssigkeiten und beim *Marrabroter* noch einige Marroni. Als er alles beisammen hatte, kehrte er in einem Wirtshaus ein, bestellte sich einen *Schofzoggel* – weich gekochtes Schafffleisch – und dazu *Baggastieler* – eine halbe Mass vom besten Seveler Wein. Wie an solchen Anlässen

üblich, traf er viele Bekannte aus nah und fern, mit denen allerhand verhandelt wurde – *alls hät ma ggschlaizt, guot ggriba-n un gghächlat*: vom Viehpreis, vom Alpen, vom Holz und vom Wein, vom Wuhren und vom Strassenbau.

Schon war es spät geworden, und der *Gschinser* machte sich auf den Heimweg über den Heuberg und durch das Hölzli. Auf dem Selfabrüggli verhielt er seine Schritte und horchte in den Wald hinein. Es war ihm, als ob er etwas *flatscha*³ gehört hätte, und dann, wie wenn jemand leise beten würde. «Das ist bestimmt das weisse Fräuli im Selfa», durchzuckte es ihn. Er drehte sich, schaute gegen eine hellere Stelle im Wald – und richtig: Da steht oben am kleinen Brunnen ein Weibsbild und hält ein Tüchlein gegen das Mondlicht, sagt etwas, bückt sich wieder, *flatschat* und wäscht weiter. Jetzt sticht ihn der *Gwunder* in der Nase: Wie eine barfüssige Katze schleicht er sich durchs Töbili hinauf nahe an den Brunnen.

Da planscht und flatscht das Fräuli, wäscht, *brullat* und plaudert immerzu: «*Suuber, suuber*», hält das Tüchlein an *d Lütari* – gegen das helle Mondlicht – und jammert dann: «*All no nid suuber* – Immer noch nicht sauber!», und wäscht

eilends weiter. Jetzt kommt ein wildes Lichtlein⁴ das Töbili herauf und zündet. Da sieht der *Gschinser*, dass das Fräuli ein Gesicht hat wie ein Engel und nur ein hauchdünnes Hemd trägt – *a nütigs, tünns Flööderli*. Die Tüchlein, die es wäscht, sind nichts anderes als *bluoterig Chindsblätz* – blutige Windeln! Plötzlich schlägt es am Kirchturm von Gretschins ein Uhr und die Wäscherin kreischt: «*Oh jee! All no nid suuber!*» – und alles verschwindet wie weggeblasen. Unser Marktbesucher aber friert, und das Lichtlein torkelt hinauf durch das Töbili bis auf die Höhe und verlöscht dort.

Gabathuler 1938, S. 112ff.

● Das Nymphenkämmerlein im Selfa

Wie uns die Sage berichtet, schreitet das Selfafröuli gemessenen und majestätischen Schrittes zur Mitternachtsstunde zum Selfabächli, löscht sich den Durst und kehrt zu den im Schlummer auf dem Felsgestein lagernden Schwestern zurück. Es leben in der Gemeinde viele, die uns erzählten, sie hätten im Selfa um die Mitternachtsstunde das Fräuli gesehen; nie würden sie mehr dort des Weges gehen um jene Zeit! Sagt man ihnen, das seien nur Namen, die uns überliefert seien aus dem Götterglauben der Altvorderen, so behaupten sie umso steifer: «Und es ist doch wahr, ich habe es doch selber gesehen!» Wohl denn, mit Wonne und Freude, mit jubelndem Herzen gehst auch du bei stockfinsterer Nacht nicht gern durch den dunklen Wald am Selfabächli vorbei! Ein leuchtender Baumstrunk, das sich regende Käferlein im knisternd raschelnden Laub ruft gleich einem schnelleren Herzschlag!

Dass es nicht ratsam ist, um Mitternacht am Selfabächli vorüberzuwandern, wenn man sich am Martinimarkt in jugendlichem Feuer und in froher



Beim Chropfenbrünnli, einer verrufenen Stelle bei Oberschan, schreckt eine mächtige Färlisau mit unzähligen Ferkeln die Menschen. Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs

³ *flatscha*: etwas im Wasser klatschend hin und her bewegen.

⁴ *Wildes Lichtlein*: Irrlicht oder Irrwisch.

Gesellschaft in Sevelen müde getanzt hat, haben zwei stramme Oberschaner Mädchen erfahren, von denen die eine als betagte Matrone, die aber noch in geistiger Frische ihr Tagwerk verrichtet, erzählt: «Wir gingen fröhlich das Hölzli hinauf, erzählten einander vom Res von Grabs und vom Tees ab der Rüfi und hatten es sehr lustig. Plötzlich, beim Selfabächli, hängt sich das Vreni bei mir ein und drückt mich schwer atmend auf die Seite. Ich hielt es auch fester, konnte auch nichts mehr sagen, und so eilten wir schnellsten Schrittes davon. Wir schwitzten und zitterten beide, als wir oben ankamen. Lange schon waren wir dort auf dem Stein gesessen, als es stossweise aus dem Vreni hervorbrach: 'Du, Töri, hast du es auch gesehen?' 'Ja, habe ich', brachte ich nur noch heraus.» – Sie fügte noch hinzu: «Solches habe ich an sich nie geglaubt, aber es ist so, wie ich gesagt habe.» – Dass die beiden hübschen Wartauerinnen damals ruhig und von seligen Träumen umspielt geschlafen hätten, glaube wer will!

Nach Heller 1927, S. 28ff.

● Die Färlisau beim Chropfenbrännili

Bevor man von Oberschan her über Malirfi den Weiler Gretschins erreicht, kommt man zum Chropfenbrännili. Es ist dies eine ganz verrufene Stelle. Als nämlich ein Mann in der Neujahrsnacht dort vorbeiging, vernahm er das Quieken junger Schweine. Er lief diesen Tönen nach und fand im Gebüsch eine Färlisau mit ihren Jungen. Der Körper derselben dehnte sich aus; bald hatte er die Grösse eines Ochsen erreicht. Auch die jungen Färli vermehrten sich zusehends, so dass in kurzer Zeit eine unzählbare Menge solcher Tierchen ihn umschwärmte. Dass der Mann mit schnellen Schritten sich entfernte, ist selbstverständlich. Auch andere sind schon durch die gleiche Erscheinung in Schrecken geraten.

Kuoni 1903, S. 78f.

● Eine Färlisau wie ein Streuefuder

Zwei ledige Burschen aus Oberschan, der Holländer-Fridli und der Stutz-Leart, gingen eines Samstagabends nach Fontnas zur Stubeti. Dort warteten ihrer bereits die beiden Liebsten, das Anni und die Trina. «So, habt ihr es gewagt?», sagt das Anni anstatt einen guten Abend zu wünschen, «wir haben schon geglaubt, ihr würdet heute nicht mehr kommen; *as förcht-ni* – es fürchte euch.» «Uns? Fürchten? Vor wem denn?», fragt der Fridli, der seine drei Jahre in Holland gedient hatte, «jedenfalls vor euch nicht und bestimmt auch nicht vor euren Rasimüslern.» Dazu machte er ein Gesicht, als wollte er gleich in den Krieg ziehen. «*Jaa, hütisch Froaⁿfaschta*», lacht die Trina, «heute Nacht könnt ihr etwas sehen und erleben, auch wenn ihr keine Fronfastenkinder seid. Gebt Acht auf dem Heimweg, dass ihr euch nicht vergafft in ein samtenes Hexchen, in eine verirrte Spinnerin aus der Learos oder eine Wäscherin aus dem Riet von Vaduz!» «Da braucht ihr keine Angst zu haben», meint der Leart, «die sind alle miteinander kalt wie Mülbachforellen und still wie der Tod. – Ich möchte an die Wärme.»

So gingen sie in die Stube, beschwerten den Faulenzer zu viert, witzelten miteinander, schmiedeten Zukunftspläne des Langen und Breiten und vergassen die Welt mit ihren tausend Wenn und Aber. Bevor man daran dachte, war es bereits ein Uhr geworden. Die Burschen wollten heim, doch die beiden Mädchen hielten sie zurück, brachten ihnen Wein, Brot und Speck aus dem Kamin und nötigten sie, noch etwas zu bleiben, bis der Leart endlich sagte: «*Soa, jetz tuot s as för hinacht*, jetzt gehen wir!» Im Hausgang verabschiedeten sie sich gegen Morgen mit einem herzhaften Kuss. «Am Samstag kommt ihr aber wieder!» «*Ja, wänn s nid gad Chatza hagglat oder Zuⁿschtägga schneit* – wenn es nicht Katzen hagelt oder Zaunpfähle schneit!», und still zogen die beiden Gretschins zu.

Schon im Girangga begegnet ihnen ein wildes Licht, das aus Maschin heraufkommt, über den Weg und weiter nach Ferschlinis schwirbelt und wohl nachsehen will, ob die March auf Gaplum noch am richtigen Ort steht.⁵ Beim Wännli, oberhalb Matlinis, grunzt im Gesträuch immer wieder eine Sau «*Höⁿ-höⁿ!*», und junge Ferkel quiet-schen um die Wette, bald hier und bald dort. Die beiden glauben, die Sau sei im Luggazuⁿ entwichen und wollen sie darum zurückbringen. Sie aber jagt die Gasse hinauf und versteckt sich in den Sträuchern des Wegbords. Die beiden Sautreiber können nichts machen; es ist wie verhext, und sie kommen langsam ins Schwitzen. Als sie das Chropfenbrännili erreichen, tagt es bereits. Jetzt schießt die Sau auf die Strasse heraus; ein Untier, das zusehends dicker und grösser und von den Jungen umschwärmt wird. Als sie schon so mächtig ist wie ein Streuefuder und *dr Burscht* – die Borsten – aufstellt wie ein Kornfeld beim Schneiden, sagt der Fridli: «Sau hin, Sau her. Jetzt habe ich langsam genug Speck. – Ich gehe!» «Und ich auch!», meint der Leart voller Verzweiflung, «neunundneunzig dieser nackten, keifenden Ferkel habe ich gezählt, und immer sind noch weitere hervorgeschossen und hinter der Alten hergehuscht.» Kaum hat er das gesagt, verfliegt das ganze Ungeheuer samt den Ferkeln wie ein Morgennebel im Wind. Jetzt wird es den Ferkeltreibern wieder wohler; sie bleiben stehen und *erschnuⁿfan a bitz* – erholen sich etwas –, bevor sie das letzte Wegstück unter ihre Füsse nehmen.

Gabathuler 1938, S. 188ff.

● Das Pfaffenchelleriloch

Auf dem Heimweg vom Rebstock in Gretschins nach Oberschan hörten zwei Spätheimkehrer vom Pfaffenchelleriloch herüber ein stetes «Wumm – wumm – wumm!», wie wenn eine Wiege in Schwung gebracht würde. Dazwischen wimmerte ein Kleinkind und eine Frauenstimme sang: «Schlaf,



**Wännli oberhalb
Matlinis gegen
Sapestra: Hier hört
man nachts vom
Pfaffenchellerloch
her, wie eine
Wiege in Schwung
gebracht wird.**

Foto Hansjakob Gabathuler,
Buchs

Kindlein schlaf! Der Vater ...!» «Sie ist wieder am Wiegen, *d Pfaffachälleri, dä Uⁿflot! Si ggschwaigt ir Chinn* – sie beruhigt ihr Kind!», brummelt der eine nach einer Weile. «Was ist mit ihr? Was ist das für eine?», fragt der andere. «Die war eben vor Jahren die Köchin des Pfarrers und machte ihm den Haushalt; sie war also seine Kellnerin, wenn er Besuch hatte. Die bekam ein Kind, von dem niemand etwas wissen und das sie niemandem zeigen durfte. *Dr Pfaff hät s nid gglitta* – der Pfarrer wollte es nicht haben. Deshalb versteckte sie das arme Würmlein in einem Loch in der Felswand. Dort aber verdarb und verstarb es ungetauft vor Hunger und Kälte. Jetzt muss *dä Agerscht vuⁿ Muoter* – diese Rabenmutter – in den Nächten nach Fronfasten ihr Kindlein wiegen und beruhigen, bis es *a Schpüisa* – eine Braut –, die in Ehren und zu Recht ihren Brautkranz trägt, aus der Höhle hervorholt, es am Hochzeitstag mit zur Kirche nimmt und am Taufstein vom Pfarrer Segen und Taufe fordert. Sie müsse ihm Got-

te sein und Götti der *Schpüslig* – der Bräutigam. Wenn das Kind eines Tages so getauft ist, wiegt es die Pfaffenchälleri nicht mehr, *dänn nünnt si der Böas in ds Gibät* – dann nimmt sie der Böse ins Gebet.» – «Aha, jetzt weiss ich genug, komm doch endlich!», mahnt nun der eine der beiden Überhöckler. «Es ist gut, dass es Tag geworden ist, sonst wären wir sicher noch nicht fertig. – Doch eines sage ich dir: Heute ist Fronfasten, und in solchen Nächten bin ich das letzte Mal eingekehrt, *chaⁿscht allaiⁿ guuⁿ!*»

Gabathuler 1938, S. 188ff.

● **Plötzlich war es nirgends mehr**

Ein Bauer ging von Altendorf nach Buchs und traf ein Weib, das auf dem gleichen Weg Altendorf zuing. Sogleich sah er es durch den Zaun auf einen Fussweg gehen, um ihm auszuweichen. Er betrachtete den Zaun aufmerksam, fand aber nicht die mindeste Öffnung, wo das Weiblein hätte durchgehen können.

Ein sonst an gar nichts Übernatürliches glaubender Schneider aus Buchs hatte mit seiner Tochter in Räfis gearbeitet und kehrte abends – es war noch taghell – mit ihr heim. Etwa 200 Schritte abseits des Weges erblickte er unterhalb Räfis eine Frau, die an ihm vorbeigehen musste. Er schaute kurz nach der hinter ihm gehenden Tochter, gleich aber wieder nach vorn, und staunte, denn die Frau war nirgends mehr zu erblicken, so aufmerksam er auch umhersuchte. Er schwieg darüber, bis die Tochter verwundert fragte: «Vater, hast du nichts gesehen?» – Er fragte zurück, was sie meine, und sie erwiderte: «Sobeben habe ich ein Weib gesehen, aber plötzlich war es nirgends mehr.» Jetzt erst erklärte er, das Gleiche auch gesehen zu haben, und beide waren darüber mehr als erstaunt.

Henne 1874, S. 301f.

⁵ Siehe dazu die Sagen «Der Marchenrücker auf Gapluem», S.97f, und «Der feurige Mann auf Ferschlinis», S.98f.